

MASSIMO  
CUOMO

Wohnung  
Nummer  
acht

ROMAN



Massimo Cuomo

Wohnung Nummer acht

Aus dem Italienischen von Carmen Brenig

Mentorat Übersetzung: Karin Diemerling

Lektorat: Anne Wieser

Gestaltung und Satz: Nadja Zela

Umschlaggestaltung unter Verwendung eines Fotos von Miklós Klaus Rózsa.

Titel der italienischen Originalausgabe: Casa è dove fa male

© 2021 by Edizioni e/o

© Geparden Verlag GmbH, Zürich, 2024

[www.gepardenverlag.ch](http://www.gepardenverlag.ch)

Alle Rechte vorbehalten

Druck und Bindung:

Gyomai Kner, Gyomaendrőd

Printed in Hungary

ISBN 978-3-907406-12-0

1. Auflage 2024

## 1. Kapitel

Um die Wahrheit zu sagen, empfinde ich eine Art Zuneigung für meine Bewohner, wenn ich sie dabei beobachte, wie sie sinnlos in ihren Wohnungen umherlaufen oder sich dem Nichtstun überlassen. Wohin auch flüchten? Draußen ist nichts als die Stadt, geschwärzt vom Rauch der Schornsteine von Porto Marghera, getränkt in den milchigen Schaum eines tief hängenden Nebels, erstickt von einer schweren Decke aus regensauren Wolken, unter der sich manche mit Tramezzini gefüllt mit Krabben in rosa Soße trösten.

Im Erdgeschoss überlebt seit siebenundvierzig Jahren das Ehepaar Busetto, dessen Kleiderschränke verstaubt sind und dessen Schuhe neu besohlt werden müssen. Signora Lia Busetto hat die Angewohnheit, das Leben in diesem Mehrfamilienhaus zu überwachen. Damit angefangen hat sie am Nachmittag eines Faschingsdienstags, als sie in der Nähe der Tür ein Geräusch aus dem Treppenhaus hörte, dann einen Blick durch den Spion warf und Dr. Sbrogio sah, wie er mit einem goldenen Zylinder auf dem Kopf und der Hand auf dem Hintern seiner Freundin, die als Nonne verkleidet war, auf den Aufzug wartete. Seitdem verbringt sie ihre Tage auf dem Stuhl neben der Tür in der Hoffnung, dass jemand auftaucht. Ihrem Mann Paolino Busetto, der üblicherweise über der Trostlosigkeit des Teleshoppings auf dem Sofa einschläft, hat sie erklärt, dass sie sich im Flur aufhält, weil der Heizkörper dort ihre Lenden wärmt, das Licht der Tischlampe angenehm ist, die Kreuzworträtsel sie entspannen und so weiter, sodass ihr Mann irgendwann einfach keine Fragen mehr gestellt hat.

Sobald sie das Klicken eines Türschlosses, den klopfenden Rhythmus von Schritten auf dem Marmorboden oder den Wiederhall einer Stimme hört, steht sie eilig auf und hält ihr Auge an die Öffnung. Sie hat eine Sucht entwickelt nach diesem engen Winkel, dem aufregenden Warten, der sich wiederholenden Bewegung, dem beißenden Geruch des grünen Türlacks und letztendlich sogar nach seinem Geschmack. Seit einigen Monaten leckt sie, bevor sie sich wieder von der Tür entfernt, langsam das Holz unterhalb des Gucklochs ab, das so tatsächlich nach und nach seine Farbe verliert.

Ich weiß nicht, ob Lia Busetto jemals über die Ironie einer Sache nachgedacht hat. Der Nachname, den sie am Tag ihrer Hochzeit von ihrem Mann bekommen hat, enthielt bereits das Schicksal, das sie erwartete: in der Nähe eines kleinen Lochs zu bleiben – *Busetto* nämlich bedeutet im venezianischen Dialekt kleines Loch. Dafür erinnere ich mich an den Moment, als Paolino Busetto sie endgültig verloren hat. Es war an einem Sonntagmorgen, auf dem Weg zur Kirche. Kurz hinter der Haustür zuckte sie, geblendet vom Sonnenlicht, zusammen und machte auf dem Absatz kehrt, als hätte sie etwas vergessen, ging wieder ins Haus, schloss mit dem Schlüssel auf, den sie seit Jahren für alle Fälle um den Hals trug. Er wartete einige Minuten auf sie, spähte auf seine Armbanduhr, um zu prüfen, wie viel Zeit bis zum Beginn des Gottesdiensts noch blieb, und fuhr sich gelegentlich verärgert mit den Fingerspitzen über den kahlen, schweißnassen Schädel. Schließlich stieß er die Haustür auf, um zurückzugehen, und in der Dunkelheit des Flurs gab er sich damit zufrieden, unschlüssig und regungslos auf die Wohnungstür zu starren. Er spürte den Blick seiner Frau auf der anderen Seite des

Gucklochs, hinter der Tür. Sein Unmut breitete sich in nervösen elektrischen Schwingungen aus, die sich auf dem Boden entluden. Ich schluckte diesen Unmut folglich, er hatte die dichte, feste Beschaffenheit von schlechten Neuigkeiten.

Dann schlich er sich allein hinaus und kam eine Stunde später mit einer Schachtel Gebäck in der Hand wieder, klingelte an der Tür und küsste sie auf die Stirn, als sie aufmachte.

Signora Busetto lächelte ohne Begeisterung, setzte sich hin und widmete ihre Aufmerksamkeit wieder der Rätselwoche. »Große Abscheu empfinden«, sagte sie. »Neun Buchstaben«. »Entsetzen«, schlug Paolo Busetto vor.

Das war alles, was sie sich an diesem Tag zu sagen hatten.

Der Boden unter Signor Busettos Füßen ging endgültig verloren, er löste sich auf, als Lia ihn nicht mehr anschaute, um ihren Blick woanders hinzuwenden. Tatsächlich hatte er die ersten Anzeichen, dass sein Gerüst aus festen Gewohnheiten, auf das er seine persönlichen Gewissheiten stützte, zusammenbrechen würde, in verschiedenen Stadien bemerkt: bei der Körperpflege, dem Autowaschen, dem Engagement bei der Arbeit, der Ehrung von Feiertagen. Der Zerfall begann, als die beiden Töchter, die jetzt in ihren Dreißigern waren, das Elternhaus verließen. Die eine hat einen Soldaten aus Süditalien geheiratet, die andere ist an keinem geringeren Ort als Birmingham, Großbritannien, bei einem Pizzabäcker gelandet. Sie sind weit weg, unglaublich weit weg. So weit, dass sich Paolino Busetto, so sehr er sich auch anstrengt, den Weg zu ihnen und die Entfernung, die sie trennt, nicht einmal vorstellen kann. Und das, obwohl

er die Kilometer im Stundentakt der Stadtbusse misst, er hat ja schließlich fast fünfzig Jahre am Steuer des 136er Busses gesessen, die Buslinie, die von Martellago entlang der Terraglio ins Stadtzentrum von Mestre führt. Die Abwesenheit der beiden Mädchen, drastisch und schmerzhaft durch die überstürzte Eile, mit der sie sich verliebten und fortgingen, hat die Wohnung der Augenzeugen beraubt und ihm das Publikum genommen, das er brauchte, um seiner Selbstdarstellung Glaubwürdigkeit zu verleihen – eher für sich selbst als für andere – und ihre Inszenierung zu rechtfertigen. Dann fing seine Frau an, ihren Blick in Kreuzworträtsel oder Klatschzeitschriften zu versenken, jeden Tag ein bisschen mehr, bis sie ihn auf den Türspion richtete, sich in diesem Loch verlor und nicht mehr herauskam. So fiel der Vorhang für die Aufführung Paolino Busetto's endgültig, der nach dem Schlag, den ihm seine Frühpensionierung zugefügt hatte, schon halb aufgegeben hatte. Die ersten Monate verbrachte er auf dem Bürgersteig vor dem Haus, wo er beobachtete, wie die Busse seiner ehemaligen Kollegen an ihm vorbeifuhren, denen er manchmal zuwinkte; oder er stand an der nächstgelegenen Haltestelle, um Fremden ungefragt die Fahrzeiten der nächsten Buslinien zu erläutern.

Er hörte auf, sich regelmäßig zu rasieren und verlegte diese Aufgabe auf das Wochenende. Signora Lia Busetto bemerkte das etwa zwanzig Tage später per Zufall, an einem Freitagabend beim Abendessen. Als sie von der Kartoffelsuppe aufschaute, entdeckte sie im kalten Licht der Deckenlampe über dem Tisch zwischen ihnen einen rauen weißen Flaum auf den Wangen des Ehemanns.

»Du siehst krank aus ...«, sagte sie mit dem Löffel in der Hand.

»Vielleicht bin ich es«, antwortete er.

»Was hast du?«, fragte Lia Busetto.

»Tal, Becken, Senke« sagte er beim letzten Löffel Suppe.

»Zehn Buchstaben«, fügte er hinzu, während er sich den Mund mit der Serviette abwischte.

Dann stand er vom Tisch auf, ging ins Schlafzimmer, zog seine blaue Pyjamahose über sein kurzärmeliges blaues ACTV-Busfahrerhemd, verlagerte sich ins Wohnzimmer, setzte sich auf das Sofa, nahm die Fernbedienung fest in die Hand und schaltete den Fernseher ein.

Lia Busetto, die gerade den Tisch abräumte, blieb plötzlich stehen.

»Depression ...«, flüsterte sie mit einer Mischung aus Genugtuung und Besorgnis.

Paolino Busetto hat eine besondere Begeisterung für Lokalsender entwickelt: Antenna Tre, Tele Alto Veneto, Telenuovo, Teleserenissima, Telepadova, Televenezia, Teleregione. Jede Stunde jeden Tages verbringt er mit ihnen. Sein allsonntägliches plötzliches Aufleben hat er jedoch beibehalten, beinahe zur Verhöhnung seiner Frau. Wie an jenem entscheidenden Morgen geht er aus dem Haus, sauber rasiert und anständig gekleidet, geht zum Gottesdienst, trinkt seinen Espresso in der Bar auf der anderen Straßenseite, um zu zeigen, dass er in Form ist, spielt eine Runde Fußballtoto, kauft ein halbes Dutzend Schokoladenküchlein, kommt pünktlich nach Hause, isst zu Mittag und sagt dabei nur das Nötigste, schlüpft wieder in Schlafanzug und Busfahrerhemd und sinkt zurück aufs Sofa.

Manchmal kann Lia Busetto der Versuchung, durch das Guckloch zu spähen, selbst dann nicht widerstehen, wenn keine Menschenseele im Hausflur ist, in der trügerischen Hoffnung, sich an einem unerwarteten Ankömmling erfreuen zu können, oder aus Angst, dass sie jemanden verpassen könnte, dessen Schritte zu leise sind, um sie rechtzeitig zu hören. Aus diesem Grund herrscht in der Wohnung absolute Stille. Ihrem Mann hat sie zum Fernsehen Kopfhörer geschenkt, wobei Paolino Busetto gerne vergisst, dass er sie aufhat und sie sogar auf dem Klo auf seinem kahlen Kopf trägt. Sie bleibt währenddessen auf ihrem Platz und starrt auf die Tür der gegenüberliegenden Wohnung, die im selben grün lackiert ist wie ihre eigene, ein Einschub aus Holz, der die gleich geschnittene, aber gespiegelte Räumlichkeiten verbirgt, dieselben Grundrisse auf einem seitenverkehrten Pfad, von dem Signora Busetto mit verhaltener Begeisterung glaubt, ihn wie eine Fliege heimlich erkunden zu können. Dort, jenseits dieser Tür und dieser Wand, setzt das Leben der Familie Chinellato Fett an, das sich Lia Busetto nur teilweise vorstellen kann, mit Hilfe von Einzelheiten, die sie durch ihr Guckloch hindurch aufgeschnappt hat und den paar Malen, bei denen sie es unter einem Vorwand geschafft hat, die Wohnung gegenüber zu betreten: ein falsch eingeworfener Brief oder der Zucker, der an einem Sonntag ausgegangen ist. Signor Busetto kann seinen Kaffee unmöglich ohne Zucker trinken.

Im Hause Chinellato hingegen ist Zucker allgegenwärtig. In der Speisekammer, in vereinzelt Körnchen verstreut in den Ritzen zwischen Fliesen, versteckt in der Cremefüllung von



Croissants und in den wabbeligen Puddings, die sich im Kühlschrank sammeln, der von Vorratsdosen, Tellern mit übrig gebliebenen Mahlzeiten und Softdrinks überquillt. Dazu der Zucker, der sich in Fettschichten unter der Haut von Gigio Chinellato und seiner Gemahlin Nena abgelagert hat – zusammen wiegen sie zweihundertsiebenundsechzig Kilo – und in den süßen, dicken Bäckchen ihres Sohnes Anselmo, sechzehn Jahre alt.

Die Chinellatos essen wie verzweifelt. Mit der Kraft ihrer kurzen Stummelfinger, die sich stets auf eine letzte oder erste Mahlzeit nach langer Nahrungsabstinenz zu stürzen scheinen, voller Eifer, diese zu verschlingen, wüten sie Gabel für Gabel, unter geräuschvollem Aufstoßen, Abbeißen und Kauen, das keinen Raum für Worte lässt.

Gespräche sind Füllstoff zwischen den Mahlzeiten und drehen sich für gewöhnlich ums Essen. »Das Haltbarkeitsdatum ist doch nur eine Empfehlung«, »Ach du meine Güte, wir haben keine Kekse mehr!«, »Was essen wir heute Abend?« oder um gelegentliche Klagen über Müdigkeit, Magenübersäuerung oder leichte rektale Blutungen, die sich mit feierlichen Schwüren abwechseln, eine Diät anzufangen, welche dann durch irgendeine kleine Zwischenmahlzeit sofort wieder beendet wird.

Ihre Wohnung riecht nach einer Mischung aus Frittierfett und Schweiß, auch die Bewohner selbst. Die erschöpften Leiber von Gigio, Nena und Anselmo Chinellato haben den Duft von Frittiertem in ihren weichen Speckrollen und in den fettigen Haaren, in den Kniekehlen, hinter den Ohren, unter den Ellbogen. Und alles was sie anfassen und essen, hat, auch wenn sie es selber nicht wahrnehmen, den herben Nachgeschmack

ihrer Schweißabsonderungen. Er tritt aus den Hautlappen und lagert sich auf dem Tisch ab, auf den extra verstärkten Stühlen, auf der fleckigen Tischdecke, auf den Tellern, den aufgetauten Tiefkühlpizzen und, in einem wahren Teufelskreis, auf den gebratenen Fleischbällchen.

Gigio Chinellatos Führerscheinfoto zeigt ihn, als er noch ziemlich schlank war, im Alter von etwa zwanzig. Ab und zu schaut er es sich an.

»Wenn ich aufhöre, Coca-Cola zu trinken, sehe ich wieder so aus«, sagt er zu seinem Sohn, während er es verzückt betrachtet und dazu Käsecracker mampft.

Anselmo hat bereits Liebeshenkel um die Taille, auch wenn er noch nicht weiß, was er damit anfangen soll. Von seinen Eltern hat er gelernt, dass es kräftig und gesund macht, den Teller leer zu essen, nichts übrig zu lassen und dann noch ein bisschen mehr zu essen. Doch sein unvermeidliches Schicksal sind Fettleibigkeit, schlechte Zähne, schwache Knie, geschwollene Knöchel und ein Dasein, das selten aus lebhaften Momenten besteht, dafür aus langen Stunden vor der Playstation, auf einem Schreibtischstuhl, der unter seinem Gewicht beinahe zusammenbricht, wenn er plötzliche Freudenschreie über den Ausgang seiner Actionspiele oder Shooter Games loslässt. Und aus diversen Schikanen in der Schule, Beleidigungen, Streit, Hänseleien und blauen Flecken, gegen die Nena Chinellato manchmal bei einer Mutter eines Klassenkameraden schwach am Telefon protestiert. Er selbst hingegen beklagt sich nie. Sobald er nach Hause kommt, öffnet er nur noch Kühlschrank und Speisekammer, wo er Gläser mit Mayonnaise oder Nutella sucht und findet, denen er mit

einem Löffel zu Leibe rückt, bis sie leer sind und durchsichtig.

Das nämlich unterscheidet ihn von seinen Eltern. Gigio und Nena scheinen sich zumindest teilweise begründet auf Futtersuche zu begeben, die Auswahlkriterien dabei sind die Lust und Laune eines Moments, Gewohnheit, manchmal sogar Hunger. Nicht so Anselmo. Der Junge isst mit einer düsteren, sterilen Maßlosigkeit, er scheint unersättlich zu sein, scheint keinerlei Lust am sinnlichen Akt des Ableckens, Schmeckens, Kauens, Herunterschluckens, Verschlingens zu empfinden. An nichts. Das merkt man an der Hast, mit der er nach dem Essen giert, an der Achtlosigkeit, mit der er es an sich reißt, an der Geschwindigkeit, mit der er es vernichtet. Ein Jäger von Hühner-, Rinder- und Schweinekadavern, ob gebraten oder aus der Dose. Er lauert ihnen in der Küche auf oder wartet stumm am Tisch kauernd, bis ihm der Teller gebracht wird, tötet die Tiere ein zweites Mal mit Messerstichen und Zähnen, ohne Mitleid oder Genuss zu empfinden. Es ist eine schmutzige Angelegenheit, ein chirurgischer Eingriff, eine Hinrichtung.

Es war nach einer Mahlzeit wie viele andere, als Nena Chinellato ihren Sohn anstarrte und ihn fast nicht wiedererkannte. Wie groß er auf einmal geworden war, wie dick plötzlich, zu dick für sein Alter, sein ausgeprägtes Doppelkinn, sein massiger Hals und dieser leere Blick voll gesättigter Fette und Konservierungsstoffe. Vor allem war es die Art und Weise, wie er aß, als ob es keine Rolle spielte, was er da hinunterwürgte und in den Magen drückte, als ob nichts in diesem Augenblick Bedeutung hätte. Sie wartete, bis sich ihr Sohn und ihr Mann zu ihrem üblichen

Nachmittagsschläfchen hinlegten, blätterte in den Gelben Seiten, griff zum Telefon und wählte eine Nummer.

Später, als sie das Tablett mit Nachmittagssnacks in sein Zimmer brachte, legte sie die Hände auf Anselmos Schultern, der gerade ein Videospiel spielte.

»Morgen gehen wir zum Arzt« sagte sie.

»Aaargh!« schrie er. Jedoch nur weil sein Avatar, ein Beuteltier in Jeans, gerade von einem Felsvorsprung gestürzt war und sein letztes Leben verloren hatte.

Nachts, etwa alle drei Stunden, überquert Gigio Chinellato barfuß und halbnackt den Flur, schleppt sich ins Bad, um seine Blase zu entleeren. Er trägt ein Paar weiße, lange Unterhosen und sonst nichts. Die zieht er herunter, setzt sich hin, tut, was er tun muss, steht auf, indem er sich am Waschbecken festklammert, zieht seine Unterhose wieder hoch. Dann betätigt er die Spülung, obwohl er weiß, dass er das nicht tun soll. Die klagenden Laute des Spülkastens, der sich entleert und wieder auffüllt, steigt verzerrt ins Stockwerk darüber auf und wird durch den maroden Zustand der alten, schlecht verlegten Rohre noch verstärkt. Ein metallisches, störendes und quälendes Getöse, das sich, vermischt mit einem diffusen Rückfluss von Ammoniak, breit macht und die Sanitäreanlagen hier im ersten Stock zum Beben bringt.

Wie es der Zufall will, schläft in der Toilette darüber, genau zwischen Klobürste und Heizkörper, Manlio, ein alter Bullterrier, der diese Ecke der Wohnung zu seinem Schlafplatz erkoren hat. Die Gründe dafür sind persönlich, einige sogar gut nachvollziehbar: Im Winter ist es die angenehme Wärme

aus dem Heizkörper; in den Sommermonaten die Kühle der Fliesen, auf die er sein weißes, haarloses Haupt bettet. Manlios Herrchen heißt Severino Schirru, auch wenn er sich normalerweise mit dem Nachnamen vor dem Vornamen, oder oft nur mit Nachnamen vorstellt. Schirru hat schon verschiedentlich versucht, Manlio dazu zu bringen, woanders zu schlafen. Hat überall flauschige Decken und Kekse verteilt, jedoch vergebens; hat die Badezimmertür zugemacht, aber der Hund schaffte es, die Klinke herunterzudrücken, indem er mit zusammengelegten Pfoten daran hochsprang, hat sie dann mit dem Schlüssel abgeschlossen, doch nach ein paar vergeblichen Sprüngen winselte Manlio ununterbrochen und dermaßen jämmerlich, bis er seine Höhle schließlich zurückbekam. Folglich schreckt das Tier etwa alle drei Stunden hoch, immer wenn Gigio Chinellato die Gebete seiner Blase erhört, und bellt panisch, sobald das schrille Kreischen der Spülung von unten durch die Rohre dringt und ihn aus seinen Hundeträumen reißt: randvoll mit Leckerli gefüllte Fressnapfe, Streichel- und Krauleinheiten von Schirrus kräftigen Händen; eine Wildwiese, auf der er als junger Hund freudig herumgesprungen war; phänomenale tödliche Angriffe aus dem Hinterhalt auf Rodolfo, den großen, getigerten Kater der Familie Prampolini im Geschoss über ihnen. Manlio schreckt aus dem Schlaf, wodurch die unwillkürlichen Bewegungen der Augenbrauen, die kaum merklichen nervösen Zuckungen, das leichte Beben der Haut über Zähnen und Zahnfleisch und das leise Klicken seiner Krallen auf den Bodenfliesen abrupt unterbrochen werden. Verwirrt und verloren richtet er sich auf, bellt schamlos. Daraufhin wacht auch Schirru auf, genauso plötzlich wie das

Tier, sein stämmiger Körper mit schwarzen Haaren bedeckt, verwirrt und verloren auch er in der Mitte des Ehebettes, das mit derselben Abruptheit plötzlich zu groß, ja riesig geworden ist, seit ihn seine Frau in dieser Wohnung sitzen gelassen hat, einsam wie ein ausgesetzter Hund, samt seinem Hund.

Jede Nacht. Etwa alle drei Stunden.

Schirrus Frau heißt Miriam Scardovi, und als sie noch mit ihm zusammenlebte, verbrachte sie die Nächte mit ihren Fingern in der dichten Wolle seiner Brust, die Nase in dieses moosige Geflecht vergraben, wegen dem sie ihn, ohne es je laut ausgesprochen zu haben, vom ersten Augenblick an am Strand des Lido auserwählt hatte.

»Er hat mich mit seinem kindlichen Lächeln verzaubert«, erklärte sie bei den wenigen Abendessen, die in den Monaten nach ihrer Hochzeit für einige Verwandte ausgerichtet wurden. Doch jedes Mal klang ihre Stimme am Ende des Satzes schwächer, woraufhin sie dazu neigte, die Arme zu verschränken und das Thema zu wechseln.

Hinter dieser wiederholten Lüge und hinter ihren Pupillen konnte ich kurz ihre Erinnerung an Schirru in Badehose wahrnehmen, an sein dunkles, affenartiges Fell, abgesehen von der milchweißen kahlen Stelle auf seinem Schädel. Dieser Moment, der ihr im Gedächtnis geblieben war, enthielt einen so intensiven Nachhall eines Geruchs, dass er die Zeit und das Wasser des Meeres überdauerte, welches Miriam Scardovi mit einem rauen Schwall von am Ufer verwesendem Seetang in die Nase stieg. Ein Duft, den sie seither mit seiner behaarten Gestalt verband, mit diesem wirren Pelz, der sie

mit wenigen Atemzügen seiner geschwellenen Brust verführt hatte, und den sie an jenem Tag am Strand des Lido beschlossen hatte, ganz für sich allein haben zu wollen, ohne es jemandem zu gestehen, nicht ein einziges Mal, niemandem.

Der Umsetzung dieser unvorhergesehenen Entscheidung hatte sie sich mit rührender Hingabe gewidmet. Schirrus raue, ungehobelte Männlichkeit war der einzige Bereich ihres Lebens geworden, eine spontane Inbesitznahme, die sich aus der unvermeidlichen Anziehung ihrer Gegensätze ergab. Miriam Scardovi nämlich hat eine Haut wie Seidenpapier, fast durchscheinend und duftend, gelegt über ein Stück mageres Fleisch. Eine weiße, substanzlose Schlankheit, die, wenn sie nackt beieinander lagen, sich in der schwarzen Wolle seiner groben Formen auflöste.

Dann die Treue, die Treue. Die wenigen Male, bei denen sie mit irgendeinem Handwerker – einem Elektriker, Klempner, Heizungsmonteur – allein in der Wohnung war, hatte sie sich jeder Art von Blick entzogen und es geschafft, Begrüßungen, Verabschiedungen und ganze Gespräche zu bewältigen, ohne dem Besucher in die Augen zu sehen oder auch nur zufällig dessen Gestalt zu streifen. Die Männer sagten sich gewöhnlich, dass sie wohl Beziehungsprobleme hatte, und in gewisser Weise stimmte das auch; sie stellten also möglichst wenige Fragen, erledigten ihre Arbeit, steckten den Lohn ein, und gingen mit dem Gefühl, einem Geist begegnet zu sein. Manchmal zählten sie das Geld nochmal nach, zur Sicherheit.

Trotzdem litt Schirru unter einer Art unkontrollierbarer Eifersucht, war davon überzeugt, dass sie ihn in seiner Abwesenheit, besonders während seiner Nachtschichten, mit

diversen Männern betrog, die sie auf der Straße zufällig aufgabelte, mit in die Wohnung brachte und im ersten Morgengrauen, wenn sie erschöpft und gesättigt waren, wieder hinauswarf. Da er die Fabrik nun mal nicht verlassen konnte, rief er sie manchmal mitten in der Nacht an, nur um sich zu vergewissern, dass sie zu Hause war, weckte sie, um im Hintergrund das Husten eines anderen Mannes zu erhaschen oder in ihrem beschleunigten Atem die Gewissheit zu erlangen, dass er sie gerade dem Rausch eines wilden Liebesspiels entrissen hatte.

»Sei mal still«, befahl er und schwieg dann einige Minuten, während er darauf wartete, in diesem leeren Raum den gesuchten Beweis zu finden.

Miriam Scardovi akzeptierte das Misstrauen ihres Mannes, das plötzliche Geweckt werden und die telefonischen Verhöre mit derselben Haltung, mit der sie seinen unbändigen Haarwuchs hinnahm: ein Konstruktionsfehler, der den Hauptgrund darstellte, ihn zu lieben, sich um ihn zu kümmern. Sie schwieg so lange, wie es Schirru am anderen Ende des Telefons verlangte.

Schirrus Einsamkeit verteilt sich über Tage, Wochen und Monate, untergliedert von anstrengenden Arbeitsschichten, hier und da Ruhepausen und hektischen Mahlzeiten in einer sich eintönig wiederholenden Abfolge. Wiederholungen immer gleicher alltäglicher Handlungen, so dass sie stets den vorherigen gleichen, um die Notwendigkeit eines eigenständigen Gedankens, tiefgehender Überlegungen oder Entscheidungen zu verringern. Auf diese Weise, so scheint



ihm, gelingt es ihm fast, einen Zustand des Wohlbefindens zu simulieren.

Seit einiger Zeit jedoch macht ihm das pünktliche Eingreifen der Familie Ruzzene in diesen Gewohnheitsplan zu schaffen, angeführt von Signora Gianna, die seine Isolation zu mildern versucht, in die er abgetaucht ist. Zur Abendessenszeit erscheint sie mit einer heißen Auflaufform, überquert samt Ehemann in Jacke und Hausschuhen sowie den drei Kindern, Hand in Hand und im Pyjama, den Treppenabsatz.

»Pasta al forno und jede Menge gute Laune!« kreischt Gianna Ruzzene dann, mit ihren breiten Hüften und der blutrot leuchtenden Mähne, während sie in einem schmerzhaft schrillen Ton, der tatsächlich ihrer normalen Stimme entspricht, die Konsonanten knallen lässt.

»Und ein guter Cabernet aus Lison«, ergänzt Signor Ruzzene und zwinkert ihm dabei übertrieben zu, um Komplizenschaft unter trinkenden Männern zu signalisieren.

Beim ersten Mal war Schirru sogar gerührt, zumindest so, wie einer wie er gerührt sein kann: am linken Augenlid ein leichtes Zittern. Beim zweiten Mal, eine Woche später, lächelte er so, wie er in den wenigen Augenblicken lächelt, wenn er lächelt. Kaum merklich zieht er einen Winkel seiner Oberlippe hoch. Beim dritten Mal, vier Tage später, konnte er einen Anflug von Genervtheit nur schwer unterdrücken. Beim vierten Mal war er versucht, sich eine Ausrede einfallen zu lassen, machte dann aber doch die Tür auf. Als sich die Szene ein fünftes Mal innerhalb von zwanzig Tagen wiederholte, er die Klingel hörte und die Pasta al forno durch die geschlossene Tür riechen konnte, beschloss er, mit

den Nachbarn Tacheles zu reden und die Sache auf seine Weise zu klären.

»Jetzt geht ihr mir aber wirklich auf den Sack!«, wollte er gerade schreien, als er die Tür öffnete, sah aber nur die Kinder der Familie Ruzzene vor sich. Der Jüngste war vier Jahre alt, die Zweitälteste fünf und der Älteste sechs. Alle hatten sie rote Haare und Sommersprossen. Kurz darauf kamen Gianna und Alvisè Ruzzene hinter ihrer Tür hervor, wieder mit ihrem Zahnpastalächeln, der Auflaufform und der Flasche Wein.

»Pasta al forno, Wein und jede Menge gute Laune!« riefen sie im Chor.

Severino Schirru, der dem Heiligen Ephesius versprochen hat, sich nicht mehr aufzuregen, wenn er dafür seine Frau zurückbekommt, senkte den Kopf, um sie nicht ansehen zu müssen, und bedeutete ihnen, für das x-te aufmunternde Gastmahl Platz zu nehmen, bei dem Signora Ruzzene ihn wie einen Todkranken behandelt, Signor Ruzzene sich drei Portionen Pasta einverleibt und dabei vor allem über sich selbst spricht, die Kinder hastig essen, um dann Manlio zu quälen und danach auf dem Sofa einzuschlafen.

Doch je mehr Zeit vergeht, je öfter sich dieses Ritual auf immer gleiche Weise wiederholt, desto unerträglicher werden ihm die Pasta al forno und diese Familie, die in jeden Winkel eindringt und ihm keine Luft zum Atmen und Denken lässt. Immer wenn sie verschwinden, seine Wohnung verlassen und er wieder allein ist, erscheint ihm die Einsamkeit, die er hasst, weil sie ihm das Fehlen seiner Frau vor Augen führt, wie eine Art Zuflucht vor der Familie Ruzzene. Wie ein Verzicht auf menschliche Beziehungen, der auf einmal

angenehm ist und den unfreiwilligen Verzicht auf die eine Beziehung lindert. Also nähert er sich langsam, ohne ein Geräusch zu machen, dem Badezimmer, wo Manlio sich ausruht. Er betrachtet ihn eingehend, als sei die Anwesenheit dieses Tieres, das Miriam Scardovi selbst ins Haus gebracht hat, seine Rettung, die ideale Beziehung. Deshalb nimmt er sich manchmal, wenn er am nächsten Tag nicht arbeiten muss, ein Kissen und legt sich neben den Hund auf die Badematte, um einmal unbeschwert zu schlafen. Zumindest so lange, bis Gigio Chinellato unten die Toilette spült.